

Prolog: Schutz seltener Arten – ein neuer Ansatz ist dringend geboten

von Josef H. Reichholf

Gegenwärtig nehmen in Mitteleuropa die Bestände vieler Arten stark ab, obwohl sie formal unter Schutz stehen. Ein beträchtlicher Anteil hat sich aus den Fluren weitgehend zurückgezogen oder fehlt schon ganz. Manche fanden eine alternative Existenz in den (Groß)Städten, auf Flugplätzen, Industriegeländen und anderen „unnatürlichen“ Flächen. Für geschützte Arten wurden diese attraktiver als manche Schutzgebiete.

Was geht da vor in unserer Natur? Warum wirkt unser moderner und auf strengen Bestimmungen begründeter Naturschutz im Allgemeinen und bei den kleineren Arten so wenig, obgleich einige der größeren Säugetier- und Vogelarten ihr Areal gerade beträchtlich ausweiten und an Häufigkeit zunehmen? Für global seltene und streng geschützte Arten, wie Seeadler (*Haliaeetus albicilla*) und Fischadler (*Pandion haliaetus*), gibt es in Deutschland inzwischen bedeutende Teilpopulationen, die sich jeweils tausend Brutpaaren nähern. Aber auch die Bestände der höchst intensiv bejagten Wildschweine (*Sus scrofa*) nehmen massiv zu und gehen in die Hunderttausende. In Ostdeutschland etablierte sich eine zwar noch kleine, aber durchaus vitale Population von Wölfen. Schneeweiße Silberreiher (*Egretta alba*) können winters fast überall in Mitteleuropa beobachtet werden, auch bei Schneelage. Ihr Winterbestand in Deutschland übertrifft die frühere Größe der Restvorkommen, die vornehmlich in den Sperrgebieten an den ehemaligen Grenzen zwischen Ost und West, dem so genannten Eisernen Vorhang, überlebt hatten, wie im österreichisch-ungarischen Grenzgebiet im Neusiedler See südöstlich von Wien. Damals fuhren Ornithologen extra dorthin, um einige Blicke auf die raren weißen Reiher werfen zu können. Und nun sieht man sie im Winter fast überall und häufiger als den „gewöhnlichen“ Graureiher (*Ardea cinerea*). Im Winter! Die Silberreiher stellen mit diesem gänzlich unerwarteten Verhalten ihre auch in Lehrbüchern der Ökologie enthaltene Einstufung als Vogelart der Tropen mit warmen Lagunen als Lebensraum (ökologische Nische) in Frage. Auch bei manch anderer Vogel- und Säugetierart erwies sich die ökologische Zuordnung als unzureichend begründet, ja offensichtlich falsch, weil einfach nicht hinreichend bekannt war, wo und unter welchen Bedingungen sie leben können.

Daher nochmals: Was geht da vor „draußen in der Natur“, wie wir zu sagen pflegen, weil wir die „freie Natur“ von unserer Menschenwelt getrennt zu betrachten pflegen? Warum wurden so viele Arten selten oder sind ganz verschwunden aus unserer doch so sauber gewordenen Umwelt und viel weniger als früher belasteten Umwelt? Warum haben die Gesetze und Verordnungen zum Artenschutz und die Naturschutzverbände trotz des Einsatzes vieler Millionen Euros so wenig erreicht, dass die Roten Listen länger und länger werden?

Es heißt, dass dies an der immer noch zu stark belasteten und zu sehr vergifteten Umwelt läge. Das Ausmaß an Störungen seitens der Menschen sei viel zu hoch. Es werden zu viele Straßen gebaut. Siedlungen breiten sich aus und „fressen das Land“. Vögel und Bienen, Schmetterlinge und Fledermäuse und all das übrige gefährdete Getier finden nicht mehr genügend Lebensraum für überlebensfähige Populationen. So die Klage. Doch selbst wenn dies in einigen Fällen selten gewordener Arten durchaus zutrifft, so gilt es keineswegs für die Gesamtheit der gefährdeten Arten. Vielmehr sind es Vorurteile, die daraus sprechen; Voreingenommenheiten, die ausdrücken, was die betreffenden Menschen selbst nicht wollen oder ablehnen. Die „Sicht“ der zu schützenden Arten geben sie nicht wieder. Eine genauere Betrachtung der Ursachen für Rückgänge und Zunahmen der Arten legt dieses Vorurteil offen.

So ist es dem stark verminderten Ausmaß der Verfolgung zuzuschreiben, dass sich Wölfe und Adler, Silberreiher und Schwarzstörche oder die Wanderfalken wieder vermehren und dass Biber in fast ganz Europa und sogar Bartgeier in den Alpen erfolgreich wieder eingebürgert werden konnten. Ihre Bestände waren bis zum 2. Weltkrieg durch intensive Bejagung extrem dezimiert und weithin völlig vernichtet worden. Schutz vor Jagd und Gift und allmähliche Abnahme der Scheu, weil sie nicht mehr verfolgt wurden, ermöglichten das Comeback dieser Arten. Denn sie waren selten geworden oder verschwunden, weil man sie nicht hatte leben lassen, und nicht, weil sie keine Lebensmöglichkeiten gehabt hätten. Der Schutz vor Verfolgung und Vergiftung wirkte umfassend in den Städten, also dort, wo die Menschen in hoher Dichte leben. Vielen Arten geht es da am besten. Die Städte sind außerordentlich artenreich; nach gängigen Kriterien zur Beurteilung der Artenvielfalt geradezu naturschutzwürdig.

Doch in größerem Maßstab ist für Europa ein weiterer, kaum berücksichtigter Zusammenhang aufschlussreich. Für viele Arten von Vögeln, (größeren) Säugetieren und auch bezüglich der Artenvielfalt der Kleintiere und von Pflanzen zerteilt Europa eine Grenze, die im Verlauf weitgehend dem ehemaligen Eisernen Vorhang entspricht. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert gibt es ihn politisch zwar nicht mehr, aber nach wie vor ist er sehr ausgeprägt in der Natur vorhanden, obgleich es dafür keine (rein) natürlichen Gründe gibt, sehr wohl aber eine ökologisch äußerst wirksame Gegebenheit, die sich in Art und Intensität der Landnutzung ausdrückt. Diese wird „im Osten“ immer noch weniger intensiv betrieben. Man lässt mehr Flächen ungenutzt und richtet nicht die extrem hohen Erwartungen an die Erträge wie „im Westen“. Es gibt viele Dörfer mit starker Abwanderung der Bevölkerung und ausgedehnte Flächen mit so genannten Altlasten, kontaminiert von früheren sozialistischen Nutzungsformen, die bei weitem nicht den westlichen Umweltstandards entsprochen hatten. Riesige „Eingriffe in den Naturhaushalt“ ohne gleich nachfolgende Rekultivierung waren getätigt worden und blieben dann vielfach sich selbst überlassen, während in der alten Bundesrepublik schon kleine Kiesgruben als „Wunden in der Landschaft“ deklariert worden waren und schnellstmöglich rekultiviert werden mussten. Auch wenn dadurch den Kröten und Fröschen, den Molchen und Libellen und vielen anderen Arten die Lebensmöglichkeiten entzogen wurden. Es galt eben, die Wunden, die der Natur zugefügt worden waren, möglichst schnell - optisch - zu schließen, denn sie waren „Bildstörung“ und mussten als Eingriffe „ausgeglichen“ werden. Koste es an Geld und an Natur, was es wolle. Die Vorschriften griffen nirgends so hart wie bei der Eingriffs-Ausgleichs-Regelung. Das Eigenurteil der seltenen und offiziell geschützten Tier- und Pflanzenarten zählte dabei nicht. So lange nicht „rekultiviert“ war, blieb das Gelände „Unland“. Genau darum geht es schwerpunktmäßig in diesem Buch. Und um Vorurteile, die zu Fehleinschätzungen und falschen, weil dem Artenschutz abträglichen Maßnahmen führen.

Den anderen Schwerpunkt bildet ein Stoff, dessen deutscher Name Stickstoff sich geradezu anbietet, die Folgen seines übermäßigen Einsatzes zu bezeichnen: „Erstick-Stoff“ für die Artenvielfalt. Seit Jahrzehnten überflutet Stickstoff das Land in viel zu großen Mengen; in Form von Gülle allein mit dem Mehrfachen der Abwässer der 83 Millionen Menschen in Deutschland. Die Überdüngung begünstigt das Wachsen und Gedeihen einiger weniger Stickstoff-toleranter oder -bedürftiger Pflanzen, die den Großteil der übrigen Flora zurück- oder ganz verdrängen. Das bodennahe Kleinklima wird unter Einfluss der Überdüngung feuchter und kühler, weil dichte Pflanzenbestände stark wachsen und intensiv transpirieren. Die Folge ist, dass gerade die ihrer Natur nach wärmebedürftigen Arten trotz Klimaerwärmung seltener werden und sich in wärmere Regionen in den Süden und Südosten zurückziehen. Sie füllen bei uns die Roten Listen. Aufgrund der Verdichtung der Vegetation,

die von der Überdüngung ausgelöst wurde, ist es in den meisten Lebensräumen Mitteleuropas im vergangenen halben Jahrhundert nicht wärmer, sondern kühler geworden. Das zeigen die Veränderungen in Vorkommen und Häufigkeit der Arten ganz klar an. Sollte die Zielsetzung, das Artenspektrum zu erhalten, erfüllt werden, sind vor allem offene, an Vegetation arme, trockenwarme und magere Flächen vorrangig nötig. Unproduktives Gelände also, das nicht gedüngt und rekultiviert wird, sondern durch zerstörerisch erscheinende Maßnahmen in diesem Zustand erhalten oder wieder zurück versetzt werden muss. Zu bekämpfen ist die Überdüngung. Sie betrifft auch die Stickstoff-Einträge auf dem Luftweg, die düngen, ohne dass direkt Dünger ausgebracht wird. Vorbildflächen hierfür, zu denen jedoch nur wenige privilegierte Forscher Zugang haben, bieten die massiv „gestörten“ militärischen Übungsgebiete. Sie übertreffen an Artenreichtum und Bedeutung für den Schutz viele, wenn nicht die meisten Naturschutzgebiete. Zudem handelt es sich bei ihnen um weite, zusammenhängende Flächen, die hinreichend großen Populationen gefährdeter Arten das Überleben ermöglichen. An zweiter Stelle zu nennen sind Großstädte, sofern sie noch größere unbebaute Flächen enthalten, die keiner landwirtschaftlichen Nutzung unterliegen. Berlin ist immens artenreich. Berlin ist „Hauptstadt der Nachtigallen“ mit über Tausend, die im Stadtgebiet singen. Einen insgesamt hohen Artenreichtum bietet das Ruhrgebiet. Hervorzuheben sind die Stickstoff- und Bergbaufolgegebiete. Dort leben viele gefährdete Arten; viel mehr als in natürlichen Biotopen.

Für Naturfreunde sind sie das Eldorado, in dem Entdeckungen gemacht werden können und besondere Naturerlebnisse zu erwarten sind. Dort singen nicht nur die Feldlerchen, sondern sie sind anders als an Großflughäfen auch zu hören und in ihrem Aufstieg in die Lüfte zu beobachten. Aus der Intensivlandwirtschaft sind sie wie die bunte Vielfalt der Schmetterlinge und die für die Bestäubung der Blüten wichtige Mannigfaltigkeit der Wildbienen längst weitestgehend verschwunden. Doch Landwirtschaft kann nicht mehr wie im 19. Jahrhundert auf dem Hungerniveau der Landbevölkerung betrieben werden. Damals war die Flur außerordentlich artenreich. Aber die Bewirtschaftung müsste nicht so extrem intensiv sein, wie gegenwärtig vor allem im Westen, zunehmend aber auch im Osten. Wir sollten uns im Naturschutz daher von den romantischen Wunschbildern lösen, die aus der Zeit des Mangels stammen, und uns weit mehr als bisher an dem orientieren, was sich aus Vorkommen und Häufigkeit der Arten ableiten lässt. Die Beispiele, die Werner Kunz aus seiner langen Praxis in der Artenschutzforschung in diesem Buch zusammengestellt hat, eröffnen eine neue Sicht und zukunftssträchtige Ansätze. Vorurteilsfrei und sorgfältig studiert, kann sein Buch ein ähnlicher Meilenstein und Wendepunkt für den Naturschutz werden, wie Rachel Carsons „Stummer Frühling“. Ein solcher droht gegenwärtig mehr denn je. Werner Kunz hält eine mächtige Stimme dagegen. Hoffentlich dringt sie durch zu den Naturschutzbehörden und -organisationen. Sie tragen die Verantwortung dafür, wie es weitergeht im Naturschutz.